

Gott in der Agonie

Autor(en): **Morf, Max P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **55 (1972)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf Betreiben von Kardinal Borromeo wurde in Luzern ein Jesuitenseminar gegründet, das zu seiner Lehrstätte den schönsten Renaissancebau der Stadt Luzern, den Ritterschen Palast erhielt. Der «Luzerner König» Ludwig Pfyffer von Altishofen bot dem Rat dieser Stadt jährlich 100 Kronen zum Unterhalt der Schule an. Neben dem Jesuitenkollegium in Luzern wurden in der Eidgenossenschaft noch weitere jesuitische Lehranstalten in Freiburg, Pruntrut, Brig, Sitten und Solothurn gegründet. Ein Versuch des Bischofs von Chur, Johann Anton von Federspiel, auch in Chur ein Jesuitenkollegium zu gründen, scheiterte 1766.

Nach der Ausweisung des Ordens aus der Schweiz im Jahre 1847 gingen die meisten Ordensangehörigen in die Missionstätigkeit. Andere wiederum reisten nach Brasilien, Chile, Kanada, Indien. In jeder ausländischen Missionsstation tauchten schweizerische Namen von Angehörigen des Jesuitenordens auf.

Mit dem Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 wurden die Niederlassungen der Jesuiten und ihrer verwandten Orden und Kongregationen in Deutschland aufgehoben und ihnen die Errichtung von neuen Niederlassungen untersagt. Dieses Verbot dauert bis 1917, in welchem Jahre es dann ausser Kraft gesetzt wurde.

Zu Artikel 51 der neuen schweizerischen Bundesverfassung von 1874 ist noch zu sagen, dass nach dessen Wortlaut den Jesuiten nur verboten ist, zu predigen und öffentliche Seelsorge auszuüben sowie in Schule und Kirche zu unterrichten. Dagegen fallen wissenschaftliche Vorträge, Fürsorgetätigkeit und Redaktion von Vereinszeitschriften durch Jesuiten nicht unter das Jesuitenverbot in der Schweiz. Das ist natürlich eine empfindliche Lücke in dem bestehenden Jesuitengesetz, die von Angehörigen des Ordens ausgenützt wird.

Als Freidenker versuchte ich in sachlicher Weise und ohne persönliches Resentiment einige Aufklärungen über den Jesuitenartikel der schweizerischen Bundesverfassung zu geben und in Kürze einige Punkte aus der Geschichte des Jesuitenordens herauszugreifen. Wer mehr über den Orden und dessen Auswirkungen in Kirche und Staatswesen erfahren will, verweise ich vor allem auf Heinrich Boehmers Werk «Die Jesuiten».

Da der Bundesrat nunmehr die Ab-

stimmung über die Aufhebung der Jesuitenartikel angekündigt hat, mögen meine Ausführungen dazu beitragen, einen Entscheid im zustimmenden oder ablehnenden Sinne zu erleichtern. Das aber bleibt dem einzelnen überlassen, wie es in einem demokratischen Staate von Alters her der Brauch ist.

Fritz Brunner

Gott in der Agonie

Die amerikanische Monatsschrift «Truth Seeker» veröffentlichte im August 1971 einen bemerkenswerten, von Marshall J. Gauvin verfassten Aufsatz über den Zerfall des Glaubens an Gott. Da auch in der Schweiz die Glaubenslehre einer immer grösseren Anzahl von Skeptikern begegnet, können die Ausführungen Gauvins für uns ganz interessant sein. Deshalb sei der erwähnte Beitrag für unsere Leser in verkürzter Form wiedergegeben:

Warum die Menschheit den Glauben an Gott aufgibt.

Der Glaube an Gott nahm seinen Anfang mit der Entwicklung der Religionen in der Urzeit der Menschheit und ist heute noch der Kern der meisten religiösen Dogmen. Dieser Glaube wurde durch die Betrachtung des Universums seitens der primitiven Naturvölker gebildet. Diese konnten sich zu jener Zeit die mannigfaltigen Ereignisse in der Natur wie Ebbe und Flut, Regen und Blitz, Tag und Nacht, Geburt, Wachstum und Tod der Lebewesen noch nicht erklären und folgerten daraus, dass das Weltall von einem ihnen ähnlichen Wesen gelenkt werden müsste. So schuf die Phantasie unserer Vorfahren Geister und Götter. Alle namhaften Anthropologen sind sich über diesen Ursprung des Gottesbegriffes einig. Mit dem Fortschritt der Zivilisation wurde diese Gottesidee schrittweise verfeinert; weniger mächtige Götter übergaben ihre Macht den wichtigeren Gottheiten, und der Polytheismus seinerseits gab schliesslich den Weg frei für den Glauben an einen einzigen, allmächtigen Gott. Es handelt sich hier also um eine Entwicklung des Denkens des Menschen im Bestreben, eine Lösung zu seinen Existenzproblemen zu finden.

Da die Wissenschaft uns inzwischen aber gelehrt hat, dass allem, was in der Natur geschieht, eine natürliche Ursache zugrunde liegt, sehen wir, dass die Natur sich selber ständig verändert

ohne Mitwirkung einer aussenstehenden Macht. Mit anderen Worten, die Naturgesetze haben die Existenz Gottes in Frage gestellt und einer neuen Ära des Denkens den Weg geebnet. In der Tat, der Glaube an eine göttliche Schöpfung des Weltalls leidet an Auszehrung. Dutzende von Millionen glauben nicht an einen Gott, welcher Variante er auch angehören mag. Bei einer noch grösseren Anzahl von Menschen ist der Glaube auf ein vages «Vielleicht» beschränkt. Für die intelligenten Leute ist Gott nicht mehr die unmittelbare und befriedigende Antwort auf die Fragen, die durch die Probleme des Lebens gestellt werden. Natürlich ist diese Aenderung der Denkweise nicht spurlos an den Kirchen und deren Vertretern vorbeigegangen. So gibt es in Frankreich nur noch etwas weniger als 5 Millionen praktizierende Katholiken, und in England ist die Zahl der Kirchenbesucher auf 11—12% der Bewohner gesunken. In Italien, Spanien und Südamerika ist es besonders die intellektuelle Schicht, welche dem Vatikan den Rücken kehrt. Die Geistlichen selber wissen natürlich sehr wohl, welche Stunde es geschlagen hat. Nicht wenige unter ihnen haben angefangen, sich mit einschlägiger Lektüre zu befassen und weigern sich, die alten Gottesvorstellungen weiter zu predigen. Oft begegnen sie den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen mit einiger Sympathie. Da die einsichtigen Kirchenvertreter ihre Stellung aber rechtfertigen müssen, können sie vor der Gemeinde den Glauben an eine göttliche Macht nicht einfach fallenlassen. Also führen sie zur Verteidigung der Lehre folgende Gründe ins Feld:

1. Das Weltall muss geschaffen worden sein. Dieser Beweisgrund setzt jedoch voraus, dass alle Sonnensysteme und Lebewesen aus dem Nichts entstanden sind. Die Vernunft allein widerlegt aber die These, dass ohne Materie etwas Konkretes gebildet werden kann.
2. Das Universum muss geplant worden sein. Der Architekt, der das Weltall auf dem Reissbrett entworfen haben soll, darf sich dann allerdings nicht allzu grossen Talentes rühmen. Deshalb hat denn der unfehlbare, allmächtige und gütige Gott es zugelassen, dass Menschen mit schweren körperlichen und geistigen Fehlern auf die Welt kommen, dass Krankheiten, Hungersnöte und Naturkatastrophen aller Art ganze Völker —

auch religiöse — arg heimsuchen? Falls das Universum wirklich einen Planer nötig hatte, wie konnte derselbe dann in Erscheinung treten, ohne seinerseits entworfen worden zu sein? Wer steht hinter dem Planer des Planers? Diese Frage lässt sich beliebig weiter in die Vergangenheit stellen.

Trotz Millionen von zu Gott gerichteten Gebeten schreitet die Natur ihren un-widerstehlichen Weg fort. Die Menschheit gibt den Glauben an Gott auf, weil Gott undenkbar ist und weil es keinen Anhaltspunkt dafür gibt, dass ein Gott sich um das Weltgeschehen kümmert. Soweit der Aufsatz von Marshall J. Gaivin.

Man kann sich fragen, wieso der Glaube an Gott sich so lange Zeit aufrecht-erhalten konnte. Baron Paul Thiry d'Holbach (1723–1789), der französische Enzyklopädist deutscher Abstammung und Verfasser des genialen Werkes «System der Natur» hatte die Ursache dieses Phänomens treffend erkannt:

«Die Mehrheit der Menschen hält nur durch Gewohnheit an ihrer Religion fest; sie hat die Gründe, die sie an sie bindet, die Motive ihres Benehmens und die Basis ihrer Meinungen nie ernsthaft geprüft. So ist diejenige Sache, welche die meisten als die wichtigste betrachten, schon immer die gewesen, in welche sie zu vertiefen die Leute am stärksten fürchteten. Diese Mehrheit folgt dem Weg, der von ihren Vätern gepfadet wurde; sie glaubt, weil man ihr in der Kindheit befohlen hat, zu glauben. Sie hofft, weil ihre Vorfahren gehofft haben; sie zittert wie schon ihre Ahnen gezittert haben. Fast nie sind diese Leute dazu geneigt, sich über den Beweggrund, der sie zu diesem Glauben geführt hat, Rechenschaft abzulegen.»

(Aus «Le Christianisme dévoilé» — Das entschleierte Christentum, Editions de l'Idée, Herblay [Seine-et-Oise], Seite 20.)

Solange sich die grosse Masse denkfaul verhält — was durch die gegenwärtige Hochkonjunktur und die von der Obrigkeit geförderte Idee der Konsumgesellschaft noch begünstigt wird — solange brauchen religiöse und politische Taschenspieler keine Angst zu haben, dass ihre Tricks durchschaut werden. Schon im 18. Jahrhundert hatte d'Holbach diese Mentalität erkannt: «Wenn der Mensch reif ist, wird dessen Aufmerksamkeit von Sorgen aller Art, neuen Leidenschaften, Gedanken

an Ehrgeiz, Grösse und Macht sowie vom Streben nach Reichtum und auch von verschiedenen Beschäftigungen derart in Anspruch genommen, dass er entweder keine oder nur noch wenig Gelegenheit hat, über diese Religion nachzudenken, geschweige denn, sich damit eingehend zu befassen.» (Seite 22 des oben zitierten Buches.)

Es wundert uns durchaus nicht, dass dieses Werk d'Holbachs im Jahre 1767 in Paris vom Scharfrichter eigenhändig verbrannt wurde. Kritische Geister, die dem Volk die Augen öffnen könnten, sind bei der herrschenden Schicht nie beliebt. Dies ist leider bis heute so geblieben!

Max P. Morf

Religion und Glücksspiel

Bisher war es gang und gäbe, dass religiöse Gemeinschaften zwecks Erhöhung des Kassenbestandes Theateraufführungen, Konzerte oder Basare veranstalteten. Butterstollen und Helfenkränze, Socken, Strümpfe und Pullover wurden von braven Frauen der Gemeinde in langer, liebevoller Arbeit hergestellt und dem Organisationskomitee gespendet, während Buchhandlungen und andere Geschäfte dank des Wohltätigkeitsanlasses sich einiger Ladenhüter entledigen konnten. Kaffee, Tee, Crèmeschnitten und heisse Wiener Würstchen mit Senf waren in der Regel der kulinarische Rahmen eines Basars. Soweit, so gut. Dagegen kann man sicherlich nichts einwenden.

Im technisch fortschrittlichen Amerika scheint diese konventionelle Methode des Geldsammelns nicht mehr gut genug zu sein. Da auch die Israeliten dem Gott Jahve mit immer weniger Dollar-noten zu huldigen angefangen hatten, kamen einige jüdische Religionsvertreter auf die Idee, durch Bingo — eine Art Lottospiel — die Kassen der Synagogen etwas aufzufüllen. Dieses System stiess jedoch auf Ablehnung seitens des Gemeindeverbandes. So berichtete der «Jewish Chronicle» vom 26. November 1971, dass seit 1961 15 Gemeinden wegen dieser Art von Geldbeschaffung aus der «United Synagogue» ausgeschlossen wurden. Vermutlich hatte sich die finanzielle Lage der jüdischen Religionsgesellschaften unterdessen in dem Masse verschlechtert, dass die Delegierten dieses Verbandes dafür eintraten, dass die spielfreudigen Synagogalgemeinden nicht mehr mit dem Ausschluss bestraft wer-

den sollen. Obwohl das Glücksspiel zur Erhöhung der Einnahmen für Gemeindegewerke im Grunde genommen widerlich und verdammenswert sei, so könne es trotzdem als eine Unterhaltung für ältere Bürger und als eine realistische Art der Geldbeschaffung betrachtet werden. «Recht ist, was uns nützt» haben sich die betreffenden Herren wahrscheinlich gedacht.

Wir dürfen uns fragen, wann in der Schweiz den Religionsgemeinschaften das erste Spielkasino angegliedert wird mit Kultusbeamten als Croupiers: «Faites vos jeux, rien ne va plus!» Die spielfreudigen Eidgenossen müssten sich dann nicht mehr nach Konstanz, Evian, Divonne-les-Bains und Campione bemühen, um ihre Silberlinge loszuwerden.

Max P. Morf

«Publik» wird geopfert

Die deutschen Bischöfe haben der vielgelesenen katholischen Wochenzeitung «Publik» durch Verweigerung des nötigen finanziellen Zustufes das Lebenslicht ausgeblasen. Somit stehen die rund 28 Millionen bundesdeutschen Katholiken wiederum ohne ein welt-offenes Organ da und müssen sich mit hierarchietreuen Mitteilungsblättchen begnügen. «Publik» wurde 1968 von den deutschen Kirchenfürsten mit dem Zweck gegründet, die Mannigfaltigkeit der Strömungen innerhalb der katholischen Kirche widerzuspiegeln und ein Diskussionsforum zu bilden. Die Bischöfe gewährten eine erste Subvention von 15 Millionen und zwei Jahre später eine zweite von 13 Millionen Mark. Das Blatt erschien in einer Auflage von über 90 000 Exemplaren und war an allen Kiosken erhältlich. Sein Leserkreis bestand nicht nur aus Katholiken jeglicher Tendenz, sondern auch aus Protestanten, die in ihm eine Möglichkeit des ökumenischen Kontaktes sahen, sowie aus Indifferenten, welche von der katholischen Parteipresse und von bischöflichen Postillen die Nase voll hatten. Da die Zeitung aber erst mit einer Auflage von 150 000 Exemplaren rentiert hätte, wies das Jahr 1971 wiederum einen roten Saldo vor. Also beschloss die Vereinigung der deutschen Diözesen, «Publik» aus finanziellen Gründen eingehen zu lassen. Wenn man aber bedenkt, dass die katholischen Bischöfe jährlich über 1,5 Milliarden Mark an Kirchensteuern